

Studentische Oral History-Interviews zu Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg

Karin Orth

Im Laufe der vergangenen Jahre habe ich immer wieder einmal eine Lehrveranstaltung zur Oral History angeboten, zuletzt in Verbindung mit einem Thema bzw. einer Fragestellung im Bereich Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg – Felder, zu denen ich selbst intensiv geforscht und publiziert habe. Die Veranstaltungen sind angesiedelt im Fachbereich Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, einer klassischen Volluniversität mit über 24.000 Studierenden, von denen knapp 1.500 am Historischen Seminar eingeschrieben sind. Die Oral History-Veranstaltungen werden als Übung mit zwei Semesterwochenstunden durchgeführt und stehen Studierenden aller Qualifikationsstufen und -varianten offen. So nehmen B.A.- und M.A.-Studierende ebenso teil wie solche, die sich auf das Lehramt vorbereiten. Obwohl für eine Übung nur vier ECTS-Punkte vergeben werden, sind die Oral History-Veranstaltungen in der Regel mit rund 20 Studierenden meist gut besucht (in einem Falle waren es allerdings nur fünf Personen). Im Hinblick auf das Geschlecht ist festzuhalten, dass sich mehr Frauen als Männer für die Lehrveranstaltung interessieren, einmal waren es ausschließlich Studentinnen. Die Altersspanne ist weit und reicht von knapp Zwanzigjährigen im zweiten Semester bis zu weit über Dreißigjährigen, die schon mitten im Examen stecken. Das Vorwissen ist daher äußerst unterschiedlich, es handelt sich also um sehr heterogene Lerngruppen. Allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern ist jedoch das hohe Engagement gemeinsam. Insofern ist auch die Abbruchquote minimal.

Dass Interesse und Engagement groß sind, kann zum einen damit erklärt werden, dass sich Lehrveranstaltungen zum Thema Nationalsozialismus insgesamt großer Beliebtheit erfreuen. Auch Pro- und Hauptseminare zu Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg, Judenverfolgung und Holocaust, die ich am Historischen Seminar der Universität Freiburg seit vielen Jahren regelmäßig anbiete, werden stark nachgefragt und rege besucht. Freilich zeichnet sich in den letzten Jahren eine Veränderung ab: Während sich die Studierenden nach wie vor intensiv mit den historischen Inhalten beschäftigen, so klafft doch mehr und mehr eine Lücke zu ihrer eigenen Erfahrungswelt. Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg haben mit dem eigenen Erleben nichts (mehr) zu tun, sind mehr oder weniger ein „historischer Gegenstand“ geworden, der für die meisten Studierenden genau so fern ist wie etwa wie die Französische Revolution oder das Kaiserreich. In den Oral History-Seminaren zu Nationalsozialismus bzw. Zweitem Weltkrieg scheint es jedoch möglich zu sein, die Kluft zwischen der vergangenen Realität und dem eigenen Erfahrungswissen wieder zu überbrücken. Wie und warum dies geschieht, soll im Folgenden anhand von zwei Lehrveranstaltungen beschrieben werden.

Die Oral History-Lehrveranstaltungen

Unter dem Titel „Theorie und Praxis des lebensgeschichtlichen Interviews“ habe ich im Sommersemester 2014 sowie im Sommersemester 2018 jeweils eine Oral History-Übung durchgeführt. Einmal lag der Themenschwerpunkt auf „Kindheiten in Krieg und Nationalsozialismus“, das andere Mal auf den „Hütetkindern“, die im Schwarzwald tätig waren. Die Veranstaltungen zielten darauf ab, die Studierenden in die Lage zu versetzen, ein lebensgeschichtliches Interview zu führen, und zwar nicht nur in der Theorie, sondern auch ganz praktisch. Das heißt, alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Lehrveranstaltung sollten am Ende des Semesters ein lebensgeschichtliches Interview mit einem ehemaligen „Kriegskind“ bzw. einem ehemaligen „Hütetkind“ durchgeführt haben. Von vornherein war festgelegt, dass die Gespräche aufzuzeichnen sind, zudem, dass Audio- und nicht Videointerviews geführt werden sollten. Zwar stellen Videointerviews eine höchst interessante Quelle dar, erfordern aber in der Vorbereitung einen größeren Zeitaufwand, weil die Studierenden in der Regel eigens in der Videotechnik geschult werden müssten. Dies jedoch lässt die beschränkte Zeitspanne von nur einem Semester nicht zu. Aus demselben Grund stand von Anfang an fest, dass die Interviews im Seminar selbst nicht ausgewertet würden. Geplant war stattdessen, die Interviews anschließend einem Archiv zu übergeben, sodass sie dort für weitere Forschungen genutzt werden können. Bei der „Kriegskinder“-Übung bin ich an den Verein „Kriegskinder e.V. – Forschung – Lehre – Therapie“ herangetreten,¹ der die Materialien nach Abschluss des Semesters übernommen und dann an das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ des Instituts für Geschichte und Biographie an der FernUniversität in Hagen übergeben hat, wo sie inzwischen aufbereitet wurden und der Forschung zur Verfügung stehen. Im Falle des „Hütetkinder“-Seminars gingen die Materialien an das Archiv von Julia Heinecke, einer Freiburger Volkskundlerin und Autorin, die das Thema „Hütetkinder“ in der Stadt Freiburg und der umliegenden Region bekannt gemacht hat und ein entsprechendes Archiv aufbaut.²

In beiden Fällen kam der Anstoß zur Durchführung der Veranstaltung aus dem außeruniversitären, städtischen Umfeld. Im Falle der „Hütetkinder“ bildete die Publikation eines Romans von Julia Heinecke (2016), der in Teilen von Freiburg und Umgebung größere mediale Aufmerksamkeit erregte, den Ausgangspunkt. Die *Badische Zeitung*, die Freiburger Lokalzeitung, hatte 2016 eine Artikelserie zum Thema „Hütetkinder“ veröffentlicht, also über (meist männliche) Kinder und Jugendliche, die während und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg von ihren Eltern getrennt und auf Schwarzwaldhöfe geschickt wurden, wo sie für kürzere oder längere Zeit Vieh, meist Rinder und Ziegen, gelegentlich auch Pferde zu hüten hatten. Kurz nach Erscheinen der Artikelserie entschloss sich der ebenfalls in Freiburg ansässige Badische Bauernverband, Julia Heinecke mit der Abfassung eines dokumentarischen Romans zu beauftragen, der dann unter dem Titel *Kalte Weide* erschien und in Freiburg sowie dem ländlichen Umland auf große Resonanz stieß. Julia Heinecke traf bei ihren Lesungen auf zahlreiche auskunftswillige ehemalige „Hütetkinder“, ohne jedoch die Kapazität zu haben, alle Personen zu befragen. So wandte sie sich an mich mit der Frage, ob nicht Studierende bereit

1 Vgl. www.kriegskinder-verein.de (8.2.2019).

2 Vgl. www.die-schreibstatt.de (8.2.2019).

wären, solche Interviews zu führen. Daraus erwuchs die beschriebene Lehrveranstaltung. Bei der „Kriegskinder“-Veranstaltung war die Konstellation ähnlich. Seit rund 15 Jahren wird in Deutschland über das Thema „Kriegskinder“ diskutiert – in der Öffentlichkeit ebenso wie in der wissenschaftlichen Forschung. Unter den „Kindern“ des Zweiten Weltkriegs, die heute zwischen 70 und 90 Jahre alt sind, ist offenbar der Wunsch groß, über die Kindheitserlebnisse zu sprechen und sich darüber mit anderen auszutauschen. Aber auch bei den nachfolgenden Generationen, bei den Kindern und Enkeln der „Kriegskinder“, scheint ein großes Bedürfnis zu bestehen, sich mit der Vergangenheit und den Erfahrungen der eigenen Eltern und Großeltern zu beschäftigen. Jedenfalls stieß eine Veranstaltungsreihe auf sehr großes Interesse, die im Frühjahr 2014 in Freiburg unter dem Titel „Kinder im Zweiten Weltkriegs – Spuren ins Heute“ stattfand. Sie war getragen von 15 Institutionen und vielen Einzelpersonen und umfasste rund 20 Veranstaltungen, die aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln und durch ganz unterschiedliche Zugänge das Thema beleuchteten. So gab es neben Gesprächskreisen und Fachvorträgen auch Lesungen und Kinofilme sowie Stadtteilführungen und Erzählcafés. Nahezu alle Veranstaltungen waren ausgesprochen gut besucht, wenn nicht überfüllt, und die Reihe bot für die ehemaligen „Kriegskinder“ zum Teil Wissensvermittlung und Informationen, vor allem aber vielfältige Anregungen, über sich selbst und die eigene Biographie nachzudenken. Es kam zu einem intensiven Dialog untereinander, also zwischen den sogenannten Kriegskindern, aber auch zwischen den Generationen.

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe habe ich nicht nur einen Gesprächskreis mit ehemaligen „Kriegskindern“ geleitet, sondern auch die erwähnte Oral History-Veranstaltung am Historischen Seminar angeboten. Die Interviewpartnerinnen und -partner konnten über die Veranstaltungsreihe selbst gewonnen werden, da sich viele Seniorinnen und Senioren ohnehin an mich gewandt hatten, die gern ausführlich über ihre Kindheit und ihr Leben berichten wollten. In beiden Lehrveranstaltungen konnten also die Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner aus dem nichtuniversitären Umfeld gewonnen werden, und beiden Übungen lag das gleiche Konzept zugrunde.

Im ersten Teil der Veranstaltungen ging es um die Vermittlung der relevanten Theorien und Konzepte der Oral History. Im Zentrum der Lektüre und der Debatten standen etwa Fragen danach, wie Erinnerung überhaupt funktioniert, welcher Wahrheitsgehalt in Lebensrückblicken steckt oder mit welchen Techniken ein lebensgeschichtliches Interview in den Geistes- und Sozialwissenschaften heutzutage üblicherweise geführt wird. In diesem Zusammenhang hatten die Studierenden auch die Aufgabe, ein erstes Interview zu führen – und zudem selbst ein Interview zu geben. Das heißt, die Studierenden haben sich selbst lebensgeschichtlich befragt, sodass jede und jeder sowohl einmal in der Rolle des Interviewenden versetzt wurde als auch einmal in die Position des bzw. der Interviewten. Im zweiten Teil der Veranstaltung stand dann der jeweilige Themenschwerpunkt im Mittelpunkt: die „Generation der Kriegskinder“ bzw. das Phänomen der „Hüttekinder“ im Schwarzwald. In diesem Teil der Veranstaltung ging es darum, die einschlägigen aktuellen Debatten bzw. Diskurse kennenzulernen und sich in den jeweiligen Forschungsstand einzuarbeiten. Gelesen und diskutiert wurden Studien von Ulrich Lamparter, Silke Wiegand-Grefe und Dorothee Wierling (2013) Ilka Quindeau (2012), Hartmut Radebold (2005), Jürgen Reulecke (2004), Lu Seegers (2013), Barbara Stambolis (2012), Nicholas Stargardt (2006) bzw. Julia Heinecke (2010; 2016), Otto Uhlig (1978), Loretta Seglias (2004) oder Ferdinand Ulmer (1943), um nur

einige der wichtigsten Autorinnen und Autoren zu nennen. Damit wurden die Studierenden in die Lage versetzt, eigene Fragen an die „Kriegskinder“ bzw. „Hütেকinder“ zu erarbeiten, die in der einschlägigen historischen Forschung inzwischen gängigen Fragen ergänzten. Gemeinsam haben wir einen Fragenkatalog erstellt, der den geplanten Interviews als (gedanklicher) Leitfaden zugrunde lag. So gerüstet, kam es dann zum Zusammentreffen der Studierenden mit den auskunftsbereiten Seniorinnen und Senioren. Für die Durchführung des Interviews war ein Zeitraum von zwei Wochen vorgesehen, in dem dann die Gespräche stattfanden, meist bei den ehemaligen „Kriegs-“ bzw. „Hütেকindern“ zu Hause, die in oder nahe Freiburg wohnen. Die Gespräche dauerten zwischen einer und vier Stunden.

Die im Semester noch verbliebene Seminarzeit stand dann ganz im Zeichen der Nachbereitung. Jedes Interview wurde im Plenum vorgestellt und ausführlich besprochen. Zudem haben die Studierenden kurze Begleittexte verfasst: eine Zusammenfassung der Inhalte des Interviews, eine kurze Beschreibung der Umstände, unter denen das Gespräch stattfand, sowie eine eigene Reflexion über das Interview und das Seminar insgesamt. Die digitalen Audioaufzeichnungen der Gespräche habe ich – wie mit den Interviewpartnern und -partnerinnen vereinbart – an den Verein „Kriegskinder e.V.“ sowie dem im Aufbau befindlichen Archiv von Julia Heinecke übergeben. Eine Kopie der Aufzeichnungen wurde natürlich auch dem jeweiligen Interviewpartner bzw. der jeweiligen Interviewpartnerin zur Verfügung gestellt.

Ergebnisse – Die Einschätzung der Studierenden

Wie schätzten die Studierenden die Lehrveranstaltung ein, wie empfanden sie die Möglichkeit, ein lebensgeschichtliches Interview zu führen? Die Rückmeldungen zeigten, dass die Lehrveranstaltung als äußerst positiv oder „sehr, sehr lehrreich“ bewertet wurde.³ Eine Studentin hielt fest: „Die Möglichkeiten, die diese Übung eröffnet hat, gehen weit über die anderer Übungen und Seminare hinaus.“ Ein anderer Student schrieb sogar: „Das Zusammentreffen mit den ‚Kriegskindern‘ [...] war für mich ein Höhepunkt des Studiums.“ Doch was genau fanden die Studierenden so positiv? Viele hoben hervor, dass sie insbesondere die Verschränkung von Theorie und Praxis für gelungen hielten, dass sie also zunächst mit dem methodischen Handwerkszeug und den Thesen der Forschungsliteratur vertraut gemacht wurden und dann ein Interview selbstständig führen durften. Das Interview selbst empfanden alle als eine große Herausforderung. Stellvertretend für andere seien einige wenige Äußerungen hier zitiert:

Ich habe mir das eigentlich nicht zugetraut, aber es ging dann erstaunlich gut.

Solch ein Interview führen zu dürfen, war eine außergewöhnliche Erfahrung.

Es ist eine unglaublich spannende, wenn auch nicht einfach zu bewältigende Aufgabe, ein Interview zu führen.

³ Dies zeigten die jeweilige Evaluation, die mündlichen Äußerungen der Studierenden in der Abschlusssitzung sowie die schriftlichen Reflexionen. Die folgenden Zitate stammen aus diesen bzw. meinen Aufzeichnungen während der Berichte im Seminar.

Nahezu alle Studierenden stellten sich der Herausforderung.⁴ Zwar waren alle im Vorfeld nervös und aufgeregt, zugleich fühlten sie sich aber gut vorbereitet. Ich hatte zudem allen Studierenden meine Handynummer gegeben und zugesichert, dass ich zur Verfügung stünde, sollte etwas geschehen, womit sie nicht umgehen konnten. Niemand musste jedoch von diesem Angebot Gebrauch machen.

Die meisten Studierenden berichteten im Nachhinein, dass sie von ihrem Interviewpartner bzw. ihrer Interviewpartnerin freundlich empfangen wurden. Nur höchst selten war die Bereitschaft, von der Vergangenheit zu erzählen, eher gering ausgeprägt und nur ganz selten griffen die anwesenden Ehepartner ein, denen sich der Sinn eines solchen Gesprächs nicht erschlossen hatte oder die der Meinung waren, es sei besser, die „alten Zeiten ruhen zu lassen“. Abgesehen von diesen Ausnahmen verliefen die Gespräche aber offenbar in großer Offenheit – dies empfanden zumindest die Studierenden. So hieß es:

Obwohl er schon so oft öffentlich über diese Zeit gesprochen hat, hat er, glaube ich, einige Sachen erstmals einem Fremden – mir – erzählt.

Die Zeitzeugin öffnete sich mir gegenüber und ließ mich an ihrer persönlichen Lebensgeschichte teilhaben, die sie vorher nicht einmal ihren Kindern erzählt hatte.

Manchmal war ich verunsichert, ob meine Fragen zu intim waren, doch ich war erstaunt, mit welcher Selbstverständlichkeit meine Interviewpartnerin diese Fragen beantwortete.

Viele empfanden, dass ihr Handeln – ihre Anwesenheit, ihre Fragen, ihr Zuhören – relevant war und etwas bewirkte. Ein Student schrieb sogar:

Ich hatte das erste Mal in meinem Studium das Gefühl, wirklich etwas beitragen und bewegen zu können.

Darüber hinaus vermerkten einige positiv, dass sie durch die Interviews eine Facette der Geschichte hätten erkennen und verstehen können, die sie bislang nicht wahrgenommen hatten oder die ihnen im Laufe des Studiums abhandengekommen war, nämlich die individuellen Erfahrungen der Einzelnen.

Genau dafür interessiere ich mich so sehr, für die kleinen Leute, die Einzelnen, auch für die Region hier, in der ich ja selbst lebe.

Oder: [Das lebensgeschichtliche Interview erinnerte] *mich wieder an meine ursprüngliche Begeisterung – Geschichte auch als Geschichten von Einzelnen zu begreifen und von diesen direkt zu erfahren – für das Fach Geschichte.*

4 Insgesamt kamen nur wenige Gespräche nicht zustande, meist, weil einer der Beteiligten krank wurde.

Nicht zuletzt wurde von den Studierenden positiv hervorgehoben, dass die Interviews die eine oder andere Antwort auf Fragen lieferte, mit denen sie sich im Laufe des Semesters anhand der Forschungsliteratur auseinander gesetzt hatten, etwa zur Methode der Oral History, zum Wahrheitsgehalt von lebensgeschichtlichen Interviews, zur Selbstwahrnehmung einer Alterskohorte als „Generation“, zum Zusammenhang von frühkindlicher Belastung und familiären (NS-)Erziehungsmethoden oder zu den Auswirkungen der Kriegskindheit bzw. Hutezeit auf die schulische bzw. berufliche Laufbahn sowie auch auf die psychische Gesundheit im Erwachsenenalter. Durch die theoretische Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur in Kombination mit dem selbstständigen Führen eines Interviews fühlte sich eine Studentin „erstmal in der Lage, eine Forschungslage wirklich beurteilen zu können“. Darüber hinaus führten die gefundenen Antworten bei einigen zu neuen Fragen, auch und insbesondere im Hinblick auf die eigene Familiengeschichte:

Mir fiel plötzlich ein, dass mein Großvater im Rahmen der „Kinderlandverschickung“ auf einem Hof in Bayern war – ich muss ihn unbedingt fragen, ob er als Hütekind eingesetzt war.

Oder: Persönlich folgte daraus [aus dem Interview bzw. dem Seminar] eine kritischere Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte.

Eine andere Studentin schrieb, dass sie die Feststellung der Interviewpartnerin, das Verhältnis der „Kriegskinder“ zu den eigenen Kindern sei problematisch, zum Nachdenken angeregt habe:

Auch in meiner Familie kann ich dieses Phänomen beobachten. Zudem hat mich die Beschäftigung mit der Generation der Kriegskinder dazu angehalten, die Verhaltensweisen meiner Eltern (Kriegsenkelgeneration) zu beobachten sowie deren Verhältnis zu ihren Eltern zu erfragen. [...] Daher bin ich mittlerweile davon überzeugt, dass eine Untersuchung der Generation der Kriegsenkel (vielleicht sogar bis zu meiner Generation) interessante Ergebnisse zu Tage fördern könnte.

Noch aus einer weiteren studentischen Reflexion sei hier zitiert, in der dieser Zusammenhang thematisiert wird:

Mir selbst sind im Laufe der Lehrveranstaltung einige Dinge im eigenen Verwandtenkreis bewusster geworden. Viele Verhaltensmuster lassen sich so erklären, wie es die Theorie besagte. Auch habe ich mir, teilweise seit langer Zeit, teilweise zum ersten Mal, Gedanken über die Vergangenheit der eigenen Familie gemacht und war erstaunt, wie viel [...] auch im eigenen Umfeld zu finden und zu übertragen ist.

In der Tat, die Frage, „was hat mein Großvater im Krieg gemacht“ oder „wie ist es meiner Oma als Kind eigentlich ergangen“, standen nahezu greifbar im Raum.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Lehrveranstaltung im Allgemeinen sowie die Durchführung eines Interviews im Besonderen bei den Studierenden einen

Lernprozess in Gang gesetzt hat, der sicherlich anders verlaufen ist als in anderen Lehrveranstaltungen im Geschichtsstudium. Doch warum ist dies so? Wodurch genau zeichnete sich diese Lehrveranstaltung – und dieser Lernprozess – aus? Warum erlebten die Studierenden diese Veranstaltung sowie die Interviews mit den „Kriegs-“ und „Hütelkindern“ im Besonderen als so bemerkenswert? Um sich diesen Fragen zu nähern, sei hier etwas weiter ausgeholt.

Nationalsozialismus und biographisches Lernen

Oben wurde bereits erwähnt, dass Lehrveranstaltungen zum Nationalsozialismus bei den Studierenden seit vielen Jahren sehr beliebt sind und stark nachgefragt werden. Freilich liegt der Gegenstand inzwischen weit zurück und ist den allermeisten Studierenden persönlich sehr fern. Hier zeigt sich, dass Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg zurzeit gerade vom „kommunikativen“ in das „kulturelle Gedächtnis“ hinüberwechseln. Diejenigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich mit der menschlichen Erinnerung beschäftigt haben, wiesen schon früh auf die Bedeutung der sozialen Bezugsgruppe für die Erinnerung des Individuums hin. So hat Maurice Halbwachs, der im März 1945 im KZ Buchenwald ermordete französische Soziologe und Philosoph, den Terminus des „kollektiven Gedächtnisses“ geprägt (Halbwachs 1967). Seine zentrale Erkenntnis bestand darin, dass das individuelle Gedächtnis (auch) durch soziale Gruppen geformt wird. Als solche identifizierte Halbwachs etwa die Familie, Berufsgruppen, Religionsgemeinschaften, Parteien, „soziale Klassen“ usw. So wie jedes Individuum ein individuelles Gedächtnis besäße, so verfüge auch jede Gruppe über ein gemeinsames, „kollektives“ Gedächtnis, das die Basis für das gruppenspezifische Verhalten der Angehörigen eben jener Gruppe bilde. Das kollektive Gedächtnis nehme, so Halbwachs, mit Blick auf die gemeinsame kulturelle Vergangenheit Bezug auf die gegenwärtigen sozialen und kulturellen Verhältnisse und tradiere auch gemeinsames Wissen. Halbwachs' Konzept wurde in den späten 1980er Jahren aufgegriffen und weiter differenziert. Die bekanntesten Theoretiker sind sicherlich Aleida und Jan Assmann. Die wichtigste Erweiterung bestand in der Differenzierung des Begriffs „kollektives Gedächtnis“, nämlich in der Unterscheidung zwischen „kommunikativem Gedächtnis“ einerseits und „kulturellem Gedächtnis“ andererseits (Assmann 1988). Das „kommunikative Gedächtnis“ beruhe, so die Assmanns, ausschließlich auf Alltagskommunikation, liefere also mündlich weitergegebene Erfahrungen und Traditionen. Insofern herrsche hier ein hohes Maß an Ungeformtheit, Beliebigkeit und Unorganisiertheit. Weil es immer sozial und gruppenbezogen vermittelt sei, habe es auch einen beschränkten Zeithorizont und reiche in der Regel nicht weiter als etwa 80 bis 100 Jahre zurück, also drei Generationen nach dem Zeitpunkt des Geschehens. Das „kommunikative Gedächtnis“ sei, weil es an Menschen gebunden ist und von der Weitererzählung, von Alltagskommunikation lebt, sozusagen das Kurzzeitgedächtnis einer Gruppe oder Gesellschaft. Im Gegensatz dazu geht es beim „kulturellen Gedächtnis“, das nicht an Personen gebunden ist, um all diejenigen historischen Ereignisse, die niedergeschrieben oder in Stein gehauen sind, um sie bewusst für die Nachwelt zu konservieren. Man denke an Denkmäler, an nationale Riten und Hymnen, an Schriften und Gemälde oder Museen. Das „kulturelle Gedächtnis“ wird aus diesem Grunde als langfristiges Gedächtnis verstanden, das in der gesellschaftlichen Kommunikation immer wieder hergestellt und inszeniert werden muss. Es ist, so heißt es bei Jan Assmann, ein „Sammelbegriff für alles Wissen,

das im spezifischen Interaktionsrahmen einer Gesellschaft Handeln und Erleben steuert und von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung und Einweisung ansteht“ (Assmann 1988: 9).

Genau diesen Übergang vom „kommunikativen“ zum „kulturellen“ Gedächtnis erleben wir offenbar zurzeit im Hinblick auf Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg. Er spiegelt sich etwa in dem, was die Kollegen und ich in den entsprechenden Lehrveranstaltungen beobachten, dass nämlich die Studierenden die historische Epoche zunehmend nicht mehr (auch) als Gegenstand von Erzählungen in der eigenen Familie kennen. Diejenigen, die das NS-Regime getragen und den Zweiten Weltkrieg als Erwachsene erlebt haben – die um 1900 Geborenen – leben nicht mehr, und auch die Angehörigen der „Kriegskindergeneration“, in der Regel die Großeltern der heute lebenden Studierenden, befinden sich inzwischen im höheren oder höchsten Lebensalter, sind 70, 80 oder gar 90 Jahre alt. Der Zeithorizont des „kommunikativen“ Gedächtnisses, der ja eine Zeitspanne von etwa 80 bis 100 Jahren umfasst, ist also jetzt gerade erreicht, die Ereignisse beginnen jetzt und heute, in das „kulturelle Gedächtnis“ hinüberzuwechseln. Doch durch die lebensgeschichtlichen Interviews mit den ehemaligen „Kriegs-“ und „Hütekindern“ wurden sie gleichsam wieder über jene Schwelle zurückgeholt. Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg – eine Epoche, die in den Familien der Studierenden kaum mehr kommunikativ tradiert wird und die im Studium ausschließlich durch Bücher und Dokumente präsent ist – rückten plötzlich wieder (und für viele völlig unerwartet) ganz nah an die Studierenden heran. Durch das Gespräch mit einer Person, die vom Alter her die eigene Großmutter oder der eigene Großvater sein könnte, wurde die Kluft zwischen dem „historischen“ Gegenstand einerseits und der eigenen Familiengeschichte andererseits schlagartig wieder überwunden. Dies, so glaube ich, machte das Besondere der Lehrveranstaltung aus und stieß darüber hinaus einen im Geschichtsstudium eher ungewöhnlichen Lernprozess an. Er führte bei den Studierenden zu einer Reflexion über die eigene Lebensgeschichte und die eigene Familiengeschichte, aber auch zu einer manchmal ganz grundsätzlichen Auseinandersetzung mit dem eigenen Fach, den Methoden und Grundannahmen des Geschichtsstudiums bzw. der Geschichtswissenschaft.

Als Grund für das gute Gelingen der Gespräche muss sicherlich auch angeführt werden,⁵ dass auf Seiten der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner vermutlich eine Rolle gespielt haben dürfte, in die Position eines „historischen Zeitzeugen“ gelangt zu sein. In den Gesprächen wurde offenbar ein Erzählbedürfnis befriedigt, das sich wohl aus der – auch öffentlichen – Anerkennung bestimmter „Zeitzeugen“ speist. Zudem entsprachen viele Interviews vordergründig dem Idealtypus eines intergenerationellen Gesprächs: die Älteren erzählen, geben ihre Erfahrungen weiter, während die Jungen zuhören und dabei lernen, das Gehörte eher entgegenzunehmen als die Inhalte kritisch zu diskutieren, eine Haltung, die der Methode der Oral History entspricht. Auch reagierten sie wie die eigenen Kinder oder Enkel, die ja nicht selten Langeweile, Genervtsein oder Streitlust zeigen, wenn Opa oder Oma wieder mal „von früher“, vom Krieg erzählt. Es könnte also sein, dass die Interviewten das Gespräch wie die Idealvorstellung einer konfliktfreien Weitergabe der eigenen Erlebnisse und der eigenen Erfahrungen wahrnahmen, während die Studierenden ihrerseits im Gespräch eine vermeintliche

5 Auf den im Folgenden ausgeführten Aspekt hat mich Linde Apel aufmerksam gemacht, der ich dafür sehr danke.

Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit in der historischen Vermittlung erlebten. Dies und die Tatsache, dass die Gespräche – bewusst oder unbewusst – auch vor dem (moralisch positiv besetzten) Diktum des „letzten Zeugen“ oder der Aufdeckung „bisher noch nicht bekannter/noch niemals erzählter Geschichten“ verhandelt werden können, machte die Interviews besonders attraktiv.

Ausblick

In der Lehrveranstaltung zu den „Kriegskindern“ sowie auch in den Seminaren zur NS-Geschichte sind einige Studierende an mich herangetreten mit der Bitte, einmal eine Veranstaltung zu „Nationalsozialismus und Familiengeschichte“ anzubieten. Denn nicht wenigen stellten sich ja, wie oben ausgeführt, die Fragen, „was hat mein Großvater im Krieg gemacht und wie ist es meiner Oma als Kind eigentlich ergangen“. Dieser Bitte habe ich entsprochen und im Sommersemester 2018 eine Übung mit dem Titel „Nationalsozialismus und (die eigene) Familiengeschichte“ angeboten. An ihr nahmen zehn Studentinnen und acht Studenten teil. Im ersten Teil ging es um die Frage, wie sich die Erinnerung an die NS-Zeit formiert und welche Quellen zur Verfügung stehen, um die (eigene) Familiengeschichte zu rekonstruieren. Dann wurden ausgewählte Bücher von Autorinnen und Autoren diskutiert, die sich mit der unmittelbar zurückliegenden Vergangenheit in der eigenen Familie beschäftigen und in der Öffentlichkeit größere Aufmerksamkeit fanden, so etwa die Bücher von Richard von Schirach (2005) *Der Schatten meines Vaters*, Katrin Himmler (2005) *Die Brüder Himmler. Eine deutsche Familiengeschichte*, Susanne Fritz (2018) *Wie kommt der Krieg ins Kind* oder Per Leo (2014) *Flut und Boden. Roman einer Familie*. Parallel zu Lektürephase haben die Studierenden mit ihren Großeltern (sofern diese noch lebten) ein Oral History-Interview geführt sowie diejenigen Archive angeschrieben, in denen sie Dokumente zur Familiengeschichte vermuteten. Am Ende des Semesters hatten alle einen Familienstammbaum über mindestens drei Generationen rekonstruiert und diesen darüber hinaus in den historischen Kontext gestellt. In der Präsentation der Familienstammbäume im Plenum ging es aber auch und insbesondere darum, die Oral History-Interviews oder andere Erzählungen der Verwandten über die NS-Zeit bzw. den Zweiten Weltkrieg in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken. Welche Muster des Sprechens (oder Schweigens) über die NS-Zeit bzw. den Zweiten Weltkrieg herrsch(t)en in der Familie vor, und welche Funktion(en) erfüllt(e) dieses Narrativ bzw. dieser Tradierungstyp (Harald Welzer 2005)? Damit stand eine weitere Frage im Raum: Welche Auswirkungen hat dies auf das eigene Leben der Studierenden? Wirken Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg bis heute fort? Und wie ließe sich mit diesem Erbe umgehen? Es wäre sicherlich sehr lohnend, sich eingehender mit diesen höchst wichtigen Fragen der Studierenden (und ihren Antworten) zu beschäftigen. Doch dies müsste wohl in einem eigenen Aufsatz geschehen.

LITERATUR

- Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Jan Assmann und Tonio Hölscher (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt am Main, 9-19.
Fritz, Susanne (2018): *Wie kommt der Krieg ins Kind*, Göttingen
Halbwachs, Maurice (1967): *Das kollektive Gedächtnis*, Stuttgart.

- Heinecke, Julia (2010): Zwischen Viehhütten und Hirtenschule. Schwarzwälder Hüttekinder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Furtwangen.
- Heinecke, Julia: Kalte Weide. In Hirtenbub im Schwarzwald (Roman), Freiburg 2016.
- Himmeler, Katrin (2005): Die Brüder Himmeler. Eine deutsche Familiengeschichte, Frankfurt am Main.
- Lamparter, Ulrich, Silke Wiegand-Grefe und Dorothee Wierling (Hg.) (2013): Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms 1943 und ihre Familien. Forschungsprojekt zur Weitergabe von Kriegserfahrungen, Göttingen. <https://doi.org/10.13109/9783666453786>
- Leo, Per (2014): Flut und Boden. Roman einer Familie, Stuttgart.
- Quindeau, Ilka (2012): Kindheiten im Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg. Das Zusammenwirken von NS-Erziehung und Bombenangriffen, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 25. Jg., 87-117.
- Radebold, Hartmut (2005): Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit. Hilfen für Kriegskinder im Alter, Stuttgart.
- Schirach, Richard von (2005): Der Schatten meines Vaters, München.
- Schulz, Hermann, Hartmut Radebold und Jürgen Reulecke (2004): Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration, Berlin.
- Seegers, Lu (2013): „Vati blieb im Krieg“. Vaterlosigkeit als generationelle Erfahrung – Deutschland und Polen, Göttingen.
- Seglias, Loretta (2004): Die Schwabengänger aus Graubünden. Saisonale Kinderemigration nach Oberschwaben, Chur.
- Stambolis, Barbara (2012): Töchter ohne Väter. Frauen der Kriegsgeneration und ihre lebenslange Sehnsucht, Stuttgart.
- Stargardt, Nicholas (2006): „Maikäfer, flieg!“. Hitlers Krieg und die Kinder, München.
- Uhlig, Otto (1978): Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg, Innsbruck.
- Ulmer, Ferdinand (1943): Die Schwabenkinder. Ein Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des westtiroler Bergbauerngebietes, Prag, Berlin, Leipzig.
- Welzer, Harald (2005): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München.

Zusammenfassung

Im Zentrum des folgenden Beitrags stehen zwei Lehrveranstaltung zur Oral History mit Schwerpunkt Nationalsozialismus bzw. Zweiter Weltkrieg, die ich am Historischen Seminar der Universität Freiburg angeboten habe und in denen die Studierenden selbst ein lebensgeschichtliches Interview geführt haben – in einem Fall mit einer/einem Angehörigen der sogenannten „Kriegskindergeneration“, im anderen mit einem ehemaligen „Hüttekinder“. Nach Ausführungen zur Konzeption und Durchführung der Veranstaltung werden die Reaktionen und Erkenntnisse der Studierenden vorgestellt sowie anschließend diskutiert, warum diese Lehrveranstaltungen von den Studierenden so überaus positiv bewertet wurde.